



Aufnahme und Photographure R. Duhrkoop Berlin

Reinhard Kekule von Stradonitz

ARCHAEOLOGISCHE GESELLSCHAFT ZU BERLIN

---

# EDUARD GERHARD

ANSPRACHE  
BEIM 70. WINCKELMANNSFESTE  
DER ARCHAEOLOGISCHEN  
GESELLSCHAFT ZU BERLIN  
AM 9. DEZEMBER 1910

VON

REINHARD KEKULE VON STRADONITZ



BERLIN 1911

DRUCK UND VERLAG VON GEORG REIMER



Bei unserem 70. Winckelmannsfeste, das wir in den seit 1841 gewohnten Formen am 9. Dezember v. J. im Architektenhause unter besonders reger Teilnahme von Mitgliedern und Freunden feierten, haben wir unseren langjährigen I. Vorsitzenden Reinhard Kekule von Stradonitz zum letzten Male in unserer Mitte und an unserer Spitze gesehen. Er hatte sich seit Jahr und Tag vorgenommen, diese Stunde zu benutzen, um seiner tiefen Dankbarkeit und Liebe für seinen Lehrer Eduard Gerhard, den Stifter unserer Archäologischen Gesellschaft, Ausdruck zu geben, und Form und Inhalt seiner bewegten Worte brachten es damals jedem Anwesenden nahe, daß hier mit dem Herzen ein monumentum piac memoriae dem errichtet wurde, der einst mit „Festgedanken an Winckelmann“ unserer Gesellschaft für die jährliche Feier des 9. Dezember Weg und Ziel gewiesen hatte. Wir wußten nicht, daß die Erinnerung, die hier zu Worte kam, das Vermächtnis und den Ausklang eines inhaltreichen Lebens bilden sollte. Wenige Wochen später legte sich Reinhard von Kekule, der damals schon leidend gewesen war und nur mit Anstrengung gesprochen hatte, schwer erkrankt nieder, um am 22. März d. J. als 72jähriger von uns zu gehen. Dieses Vermächtnis und diesen Ausklang festzuhalten, schien uns eine Pflicht der Dankbarkeit für Eduard Gerhard sowohl wie auch für Reinhard von Kekule, der noch in seinen letzten Krankheitstagen von der Drucklegung des Manuskripts, das fertig vorlag, gesprochen hatte. So überreichen wir die mit Zustimmung der Familie des Heimgegangenen gedruckte Ansprache als besondere kleine Schrift außerhalb der Sitzungsberichte den Mitgliedern und Freunden unserer Gesellschaft.

Das beigegebene Bild Reinhard von Kekules beruht auf einer photographischen Aufnahme, die R. Dührkoop in Berlin (von dem auch die Photogravüre herrührt) im Herbste vorigen Jahres zum Berliner Universitäts-Jubiläum gemacht hat, bietet also die letzte Porträtaufnahme Kekules überhaupt. Das dem Text vorangestellte Bild Eduard Gerhards (Lichtdruck von Alb. Frisch in Berlin) gibt das Medaillonporträt

wieder, das der Berliner Bildhauer Afinger 1867 für das Grabdenkmal Eduard Gerhards, eine einfache Marmorstele auf dem Matthäikirchhof zu Berlin, gearbeitet hat, und das Otto Jahn in seinem Lebensabriß Eduard Gerhards (Gesammelte Akademische Abhandlungen und kleine Schriften Eduard Gerhards Bd. II, 1868, S. 117) als „wohlgelungen“ bezeichnet. Dieses Grabdenkmal ist verschwunden; an seiner Stelle steht jetzt zu Häupten des Doppelgrabes, in dem neben Eduard Gerhard seine Gattin Emilie geb. von Riess († 7. September 1892) ruht, ein nur mit einer Inschrift geschmücktes stattliches Kreuz aus schwarzem Granit. Vermutlich ist das alte Grabdenkmal beim Tode der Gattin entfernt worden. Nachforschungen nach dem Verbleibe des Medaillons sind ergebnislos geblieben; unsere Abbildung ist nach einem im Besitze der Kgl. Museen zu Berlin befindlichen Gipsabgusse hergestellt.

Berlin, im Juni 1911.

Der Vorstand  
der Archäologischen Gesellschaft zu Berlin.



*Eduard*

Hochverehrte Versammlung!

Im Namen des Vorstandes der Archäologischen Gesellschaft bringe ich Ihnen Allen, unseren Ehrengästen wie unseren Mitgliedern, den Willkommengruß dar und sage Ihnen den herzlichsten Dank für Ihr Erscheinen.

Es ist das siebenzigste Winckelmannsprogramm, mit dem Sie diesmal begrüßt werden. So schien es angemessen, heute dem, der unsere Gesellschaft ins Leben rief und ihr in echt antikem Sinn als Heros Eponymos Winckelmann auf den Weg mitgab, unserem Stifter Eduard Gerhard Worte des Gedenkens zu weihen. Ich habe es gerne übernommen, diese Worte auszusprechen, weil ich zu den wenigen unter uns gehöre, die Gerhard noch persönlich nahe gekannt haben, und weil ich von dem Gefühl des tiefsten Dankes gegen diesen edlen hochstehenden Mann, meinen Lehrer, durchdrungen bin, dessen Name in der Geschichte der Wissenschaft unvergänglich leben wird.

Ich werde an die wichtigsten Wendepunkte in diesem Gelehrtenleben erinnern und mir mit ein paar persönlichen Erinnerungen den Weg zu dem Versuche bahnen, Gerhards große Bedeutung und seine Stellung in der Entwicklung der Wissenschaft zu bezeichnen.

Eduard Gerhard ist noch im 18. Jahrhundert geboren, 78 Jahre nach Winckelmann, am 29. November 1795 in Posen, aber nach Abkunft und Naturell Schlesier, wie denn die Eltern bald wieder nach Schlesien zurückkamen. Wesentlich in Breslau hat er seine Ausbildung erhalten, als Gymnasiast und Student, wozu ein paar Studienjahre in Berlin kamen. Die philologischen Studien, an denen sein Herz hing, trieb Gerhard mit zäher Energie und im größten Zusammenhang. Seine Lektüre erstreckte sich von Homer bis Nonnos. Noch als alter Mann wußte er lange Dichterstellen aus sicherem Gedächtnis zu rezitieren, und improvisierte griechische Verse flossen ihm leicht von den Lippen. Die Erstlingschrift, auf Grund derer er von seinem Lehrer Böckh am 1. Juli 1815 als erster philosophischer Doktor der Berliner Universität rite promoviert wurde, behandelte Apollonios von Rhodos sprachlich und metrisch; die ersten Vorlesungen, die er als Privatdozent in Breslau hielt, betrafen Pindar, Thukydidies und attische Antiquitäten. In jenen Jahren äußerte sich Gerhards berechtigtes Selbstgefühl nicht selten in scharfer persönlicher und literarischer Polemik. In den Streitigkeiten zwischen Gottfried Hermann und Böckh nahm er heftig Partei für seinen Lehrer. Böckh, der großes von Gerhard hoffte, bestimmte ihn zum Mitarbeiter bei der großen Pindarausgabe. Da aber kündigte sich zum erstenmal das Verhängnis an, das seitdem wie ein Schatten über Gerhards Leben schwebte. Beim Handschriftenlesen hatte er seinen Augen mehr zugemutet, als sie ertragen konnten. Sie versagten den Dienst, und er war genötigt, die begonnene Arbeit abzubrechen. Von da an mußte er sich gewöhnen damit zu rechnen, was die schwachen und oft kranken Augen noch selbst leisten und ertragen konnten, oft fremde Hülfe beim Lesen, später auch beim Schreiben in Anspruch nehmen. Er hat sich zu sehr raschem Fassen erzogen und eine eigene Ökonomie der Kraft ausgebildet. In den späteren Jahren ging der Kampf allgemach in ein Martyrium der Resignation über. Die sittliche Hoheit, mit der er dies

ertrug und überwand, flößte einem Manne wie Moriz Haupt die rückhaltloseste und lauterste Bewunderung ein. Da die erhoffte außerordentliche Professur, in Breslau oder anderwärts, ausblieb, so mußte sich Gerhard entschließen, eine Lehrerstelle am Gymnasium in Posen anzunehmen. Aber das Klima war seiner zarten Gesundheit nicht günstig. Er fieberte und die Augen schmerzten. So erbat und erlangte er die Befreiung von der Stelle und zugleich die Möglichkeit, zur Herstellung seiner Gesundheit nach Italien zu reisen. Als Kranker, Genesungsuchender hat Gerhard das Land betreten, das ihm eine zweite Heimat werden und in dem seine wissenschaftliche Tätigkeit machtvoll aufblühen sollte. Im Januar 1820 traf er in Rom ein, 24 jährig. Wie oft ist er seitdem über den Ponte molle und durch die Porta del popolo eingezogen! Denn, wenn ihm zunächst auch nur ein Jahr in Italien beschieden war, daran schlossen sich bald neue längere und kürzere Aufenthalte. Er hat Jahre auf Jahre in Italien zugebracht, auch Sizilien und Griechenland besucht, wie er denn gerne und viel reiste, bis er im höheren Lebensalter auch darin sich zu bescheiden genötigt war. Schon die zweite italienische Reise dehnte sich über Jahre hinaus, und dieses Mal traten mehr als die Sorge um die Gesundheit die gelehrten und literarischen Pläne und Arbeiten bestimmend und entscheidend hervor. Und ebenso zeigt sich bereits die besondere Gabe Gerhards, in den Kreisen gleich oder ähnlich gerichteter Genossen nicht nur Anerkennung, sondern, als ob sich das von selbst verstünde, eine führende Stellung zu gewinnen. Solcher Erfolg entspricht dem eigenen Wert, aber wenn es sich um große gemeinsam zu lösende Aufgaben handelt, ist er nicht möglich ohne ein offenes, liebenswürdiges Naturell, das sich auch in fremde Eigenart zu schicken und sie zu befriedigen versteht. — Der größte literarische Plan war die Veröffentlichung von 600 antiken Denkmälern auf 300 Tafeln, wovon nur 20 wirklich erschienen sind. Neben den Vorbereitungen dafür wurde die angestrengteste Arbeit gefordert durch die Aufnahme des Antikenvorrats in Rom, in Neapel und sonst, und durch einzelne Abhandlungen und Aufsätze; darunter eine topographische Entdeckung, die Bestimmung der Basilica Julia am Forum. Der Kreis der Freunde, in dem sich die Angehörigen der verschiedenen Nationen zusammenfanden, ver-

dichtete sich zu einer hyperboreisch-römischen Genossenschaft zur Pflege der Altertumsstudien. Sie bestand mehrere Jahre unter diesem Namen. Aus ihr ist das Archäologische Institut in Rom hervorgegangen, wie es lange hieß: das Instituto di corrispondenza archeologica. Im Jahr 1829 stand es gefestigt da. Gerhard war damals 34 Jahre alt. Wie weit war er vorwärts geschritten in dem Dezennium seit dem Kummerjahr in Posen! Er konnte mit Recht stolz sein auf diese seine Stiftung, die er ohne Zweifel als die wichtigste wissenschaftliche Tat seines Lebens bezeichnen würde. Ihr blieb bis zum letzten Atemzuge seine ganze Liebe und Sorge zugewandt. Allen, die bei der Aufrichtung, Fortführung und Förderung des Instituts beteiligt waren, hat er Treue gehalten. Zu dem lebhaftesten Dank fühlte er sich unter den Deutschen Bunsen, unter den Fremden dem Herzog von Luynes verbunden, dessen Namen er niemals ohne den Ausdruck der tiefsten Verehrung aussprach. Vier Jahre nach der Eröffnung des römischen Instituts, 1833, fand Gerhard am Berliner Museum Anstellung in der Form, in der er sie sich wünschte, als Archäolog des Museums mit der Befugnis zu wissenschaftlichen Reisen. Er sollte, so war bestimmt, bei der Erwerbung von Antiken mit Rat und Tat helfen, er sollte einen Apparat von Zeichnungen unedierter Denkmäler zusammenbringen, er sollte endlich die vorhandenen Kunstwerke durch Beschreibungen und Veröffentlichungen nutzbar machen. Allen drei Seiten der übernommenen amtlichen Pflicht hat sich Gerhard mit Eifer und glücklichem Erfolg hingegeben. Aber gerade der wissenschaftliche Charakter seiner Tätigkeit, auf den er selbst den größten Wert legte, fand oft Widerspruch. Nach Levezows Tod, 1836, fiel Gerhard die Leitung der die Vasen und Terrakotten umfassenden Abteilung zu. Aber 1854 wurde die Stelle eines Archäologen des Königlichen Museums überhaupt aufgehoben, was Gerhard als eine persönliche Kränkung und sachliche Schädigung schwer empfand, und die Versetzung von den Vasen weg, die er zum großen Teil selbst erworben hatte, zu der Skulpturensammlung konnte ihm, wenn sie auch ein amtliches Aufrücken bedeutete, darüber nicht hinweghelfen.

Die entscheidendste Wendung in den Berliner Jahren war Gerhards Vermählung. Am 5. Juli 1842 reichte er, der 47 jährige, der 23 jährigen

Tochter des kurhessischen Bundestagsgesandten von Riess die Hand zu einer überaus glücklichen Ehe. Und ich kann mir hier eine huldigende Erinnerung nicht versagen. Wer in Gerhards Haus verkehrte, dem bleibt das Bild von heiterer Würde und Anmut dieser seltenen Frau unvergeßlich. Sie lebte für ihren Mann, und als die schweren Jahre kamen, in denen seine Augen noch mehr als früher versagten, hat sie ihm auch bei den wissenschaftlichen Arbeiten, so lange es ging, geholfen und für ihn geschrieben. Große Teile des Manuskriptes für den Text zu den etruskischen Spiegeln sind von ihrer Hand.

Korrespondent der Berliner Akademie der Wissenschaften war Gerhard schon seit 1833. Als Mitglied trat er 1835 ein und beteiligte sich eifrig mit Vorträgen und Abhandlungen. Von großem Wert war für ihn die materielle Hilfe, die ihm die Akademie für seine archäologischen Unternehmungen, wie die Sammlung der etruskischen Spiegel und der etruskischen Urnenreliefs, gewährte. An der Universität war Gerhard seit 1843 als Extraordinarius, seit 1844 als Ordinarius tätig. Er hat bei seinen Zuhörern viel Dank und Anhänglichkeit gefunden, aber eine weitgreifende Wirkung auf die philologischen Studenten nicht ausgeübt. Denn schon damals lagen die Verhältnisse in Berlin, die sich seitdem nicht wesentlich verändert haben, dafür nicht günstig. Die Vielheit ausgezeichneter Dozenten der Philologie und alten Geschichte, der Umfang der von ihnen gestellten Anforderungen läßt die große Masse der Studierenden der Philologie an ernsthaft eindringenden archäologischen Studien, die durch die staatliche Prüfungsordnung nicht gefordert werden, vorüber gehen — zum Schaden ihrer eigenen Ausbildung, der nachträglich nicht mehr gut gemacht werden kann, und zum Schaden des wissenschaftlichen Betriebs selbst.

Schwerer verständlich sind die Schwierigkeiten und die geringe und zögernde Hilfe, die Gerhard in seinen Bestrebungen und Wünschen an der Universität bei Rektor und Senat fand. Hauptsächlich durch eigene Schenkungen hatte er, unter Billigung des Ministeriums, einen archäologischen Lehrapparat zusammengebracht, ein Hilfsmittel, dessen kein archäologischer Dozent beim Unterricht je entraten kann. Es war kein Raum auszumitteln,

in dem der Apparat als Ganzes aufgestellt und verschlossen gehalten werden konnte; um jeden Schrank und dessen Unterbringung mußte ein langwieriger, kleinlicher Kampf geführt werden. Es bedurfte der ganzen Zähigkeit Gerhards, um immer wieder den Antrag auf selbständige und planmäßige Aufstellung, auf Pflege und Nutzbarmachung des Apparats in einem dafür geeigneten und ausreichenden Raum zu erneuern. Erst das Eingreifen des Ministers von Mühler 1862 brachte einige Besserung. Aber noch Ernst Curtius war als Gerhards Nachfolger über zwanzig Jahre in Berlin, ehe er seine Wünsche für die Aufstellung des Apparates erfüllt sah. Ich darf hier einschleichen, daß die Entwicklung aufs Neue unaufhaltsam vorwärts drängt. Es kann kein Zweifel sein, daß nur durch die Vereinigung des reicher und den Königlichen Museen gegenüber selbständiger ausgestatteten Lehrapparats mit einem in großem Sinn ausgebauten Altertumsinstitut die besonderen archäologischen und die durch sie bereicherten Altertumsstudien überhaupt zur vollen Geltung kommen können.

Wie das Archäologische Institut in Rom aus dem hyperboreisch-römischen Freundeskreis entstanden ist, so erwuchs unsere Archäologische Gesellschaft aus einem altmärkischen Verein, der sich zu versammeln pflegte, um den Geburtstag seines großen Landsmanns Winckelmann zu feiern. Gerhard betrachtete die Archäologische Gesellschaft stets als einen nordischen Ableger des römischen Instituts. Er legte großen Wert auf den Rückhalt, den er bei ihr fand, und war immer eifrig bestrebt, auch den Zusammenhang mit seiner Archäologischen Zeitung, den Denkmälern, Forschungen und Berichten, festzuhalten, die von Berlin aus den größeren römischen Publikationen, den Monumenti, Annali und Bulletini parallel ging. Die vorliegende Reihe der siebenzig Winckelmannsprogramme gibt ein lehrreiches Bild der im Laufe der Zeiten wechselnden Ziele und Anschauungen, zum Teil auch der Persönlichkeiten, die diesen Wechsel hervorgerufen haben.

Ein heller Schein fiel noch in Gerhards letztes Lebensjahr, die Feier seines Doktorjubiläums, 1865 am 30. Juli. Böckh, der ihn vor 50 Jahren promoviert hatte, konnte den alten Schüler noch begrüßen. Von allen Seiten wurden ihm Ehren erwiesen, Verehrung, Dank und Liebe gezollt. Aber die

verbrauchte Lebenskraft konnte ihm die Feier nicht zurückgeben. Den Krieg und Sieg von 1866 hat er als guter Preuße noch mit Enthusiasmus erlebt, wie er denn unverbrüchlich königstreu fühlte und seinen drei Königen, die seine Arbeiten gefördert und sein geliebtes Institut gestützt und erhalten hatten, mit der Empfindung persönlichsten Dankes verbunden war. Am 12. Mai 1867 ist er 72-jährig verschieden, fromm und gottergeben, wie er gelebt hatte.

Als ich als Student im Winter 1859 zu Gerhard kam, war er 64 Jahre alt. Er machte den Eindruck eines nicht kräftigen, aber aufrechten alten Mannes, überaus tätig, wohlwollend, von gemessenem, abgeklärtem Wesen. Den streitbaren Herausgeber der Breslauer Philologischen Blätter hätte niemand in ihm vermutet. Die Vorlesungen hatte er aufgegeben, aber er hielt archäologische Übungen ab, in denen eigene Arbeiten der Teilnehmer vorgetragen oder Abbildungen von einzelnen Denkmälern besprochen oder auch ganze Bilderwerke der Reihe nach durchgegangen wurden. Dabei überraschte er uns durch unfehlbar sichere Denkmälerkenntnis und durch das unfehlbare Gedächtnis, das Otto Jahn mit staunender Bewunderung erfüllt hat. Ohne einen Blick auf die Tafel zu werfen, war er des Inhalts, der Zahl und Art der dargestellten Figuren, der Gruppierung und Bewegung bis in die kleinsten Einzelheiten sicher. Wenn ich ihm neue Denkmäler vorzulegen hatte, so war das Beschreiben meist leicht, weil ihm die Kenntnis aller ähnlichen Darstellungen zu Hilfe kam und die frische Anschauung ersetzen half. Nur wenn alles Bemühen vergeblich war, entschloß er sich, das Blatt einen Moment vor das Auge zu halten und erkannte, was er wollte. Aber er tat das nur notgedrungen, und ich hatte den Eindruck, daß es mit Schmerzen erkauft war. Dazu kam ein durch lange Erfahrung gewonnener Takt für das was möglich oder nicht möglich oder nicht glaubhaft sei. Rasche Folgerungen pflegte er einzuschränken. Polemische Äußerungen liebte er nicht und hielt streng auf urbane Formen. Für sich selbst hatte er sich eine abgemessen fortschreitende, wie nach verschiedenen Seiten umschauende Aufreihung der Gedanken angewöhnt — was Moriz Haupt einen mäandrischen Gedankengang nannte —; dem entsprach die sprachliche Form, die den Kern

mitunter fast zu verhüllen schien. Sie war wohl entstanden aus der Gewohnheit des Diktierens, aus der vielen Lektüre des späteren Goethe und endlich aus der Gewohnheit, die italienische Sprache und italienische Höflichkeit auf das vollkommenste zu handhaben. Mitunter habe ich erst lange nachher verstanden, worauf es ihm ankam oder was er nicht unbemerkt vorübergehen lassen wollte. Als Stephanis Publikation der Stroganoffschen Bronze die Deutung des belvederischen Apoll als Ägisschütteler in Schwang brachte, diktierte er mir eine lobpreisende Anzeige der Stephanischen Abhandlung. Nebenher kam der Satz vor, ein Zweifler von Profession würde die Bronze vielleicht gern sehen mögen. Ich habe erst viel später verstanden, daß Gerhard, ohne die Bronze gesehen zu haben, sie für falsch hielt. Wir wissen jetzt, daß er Recht hatte.

In meinen Studentenjahren waren die großen Vertreter der Archäologie, die die deutsche Archäologie geschaffen hatten, Welcker, Gerhard und Otto Jahn. Von Welckers Genialität hatten wir nur eine geringe Ahnung und wußten uns nur in wenigen seiner archäologischen Aufsätze zurecht zu finden. Otto Jahns Vorbild und Beispiel war entscheidend, woneben bald Brunns Eigenart und Einfluß sich Geltung verschaffte. Gerhard verehrten und bewunderten wir persönlich. Wir wußten, daß seine vielen großen Vasenpublikationen das Material auf den Tisch gebracht hatten, von dem Alle lebten. Aber an seinen Erklärungen und Ausdeutungen nahmen wir oft Anstoß, und noch mehr an den dahinter liegenden theologisch-mythologischen Systemen und an seiner Anrufung der Mysterien, gegen die uns gerade eben Otto Jahn einen heilsamen Schreck beigebracht hatte. Auch eine seiner glänzendsten Einzelleistungen, den *Rapporto Vulcente*, in den *Annali* vom Jahr 1831, wußten wir nicht nach Verdienst zu schätzen. Er war auf die Nachricht von den großen Vasenfunden, die die Ausgrabungen von Lucian Bonaparte, dem Prinzen von Canino, in Vulci brachten, sofort hingereist, im Sommer 1829, und wiederholte den Aufenthalt mehrmals. Er wohnte als Gast des Prinzen mit dessen Berater, dem Padre Maurizio, in Zelten auf dem Ausgrabungsfeld und hörte lächelnd ihre wunderbaren Theorien über den Ursprung und das unergründliche Alter der Fundstücke an — die Einteilung in vor- und

nachsündflutliche Vasen, wie er es scherzend bezeichnete. Während des Ausgrabens selbst, während der Sammlung und Sonderung der ganzen und der zerbrochenen Gefäße und der vielen Tausende von Scherben und ihrer Reinigung, während der Zusammensetzung und Zusammenkleisterung der Scherben, war er unermüdet im Notieren, im Beschreiben, im Bestimmen, im Vergleichen und Unterscheiden. Er erreichte eine Aufnahme des Fundbestandes, eine Übersicht und Anordnung nach allen wichtigen Kategorien und ihren vielerlei Unterabteilungen, die bewundernswürdig ist. Aber wir hatten durch Jahns in ihrer Art nicht weniger bewundernswürdige Arbeit frisch gelernt, daß die Vulcenter Vasen im wesentlichen griechischer Import seien. Gerhard hatte die Vorstellung von griechischen lokalen Fabriken in Etrurien — eine Vorstellung, die er niemals wirklich aufgegeben hat. Wir erkannten leicht den Fortschritt, den Jahns Darlegung für die historische Erkenntnis bedeutete, aber es war uns natürlich nicht möglich einzusehen, daß dieser Fortschritt im ganzen und großen zu gleicher Zeit im einzelnen in der Charakterisierung der Gattungen gegenüber Gerhards feinen Unterscheidungen einen Rückschritt in der Beurteilung des tatsächlich Gegebenen darstellte.

Gerhard kam als fertiger philologischer Gelehrter mit abgeschlossenem Bildungsgang nach Italien. Sicherlich kannte er Winckelmann und seinen Goethe hat er zu allen Zeiten fleißig gelesen. Aber die Kunst überhaupt und die antike Kunst war ihm eine fremde Welt, archäologische Studien hatte er nicht getrieben. In der Fülle der antiken Kunstdenkmäler, die ihn nun umgab, empfing er unauslöschliche Eindrücke. Der stärkste war die Einsicht, wie wenig diese Fülle wissenschaftlich bekannt und ausgenutzt sei. Sein philologisches Gewissen trieb ihn, diesem Mangel nach Kräften abzuhelfen. Daraus ist erwachsen, was er in der Wissenschaft Großes geleistet hat. Der zweite Eindruck war der eines freudigen Erstaunens über den ungeahnten Reichtum der unmittelbaren bildlichen Überlieferung aus dem Altertum. Er glaubte diese Überlieferung mit Händen zu fassen, und gerade weil er sich mit den Denkmälern bis dahin nicht beschäftigt hatte, meinte er, in ihnen eine Offenbarung des griechischen Glaubens, der innersten Bedeutung der griechischen Religion und Mythologie zu besitzen, wie sie die literarischen Quellen

niemals gleich vollkommen bieten könnten. Sie waren ihm die Träger von Geheimlehren, die mit ihrer Hilfe zu erraten und zu verstehen seien. Trotz aller selbständigen und echten Gelehrsamkeit hat er auch in den lehrreichsten Einzeluntersuchungen diese Schwäche der Gesamtanschauung niemals überwunden, und es ist auffällig, wie früh diese Gesamtanschauung für ihn feststand, und wie er auch bei scheinbar freundlichem Entgegenkommen niemals von ihr abging. Um so erfreulicher ist sein gewaltiges Fortschreiten nach dem Ziele einer vollständigen Aufnahme des uns erhaltenen Vorrats an Denkmälern jeder Art und Gattung.

Längst vor Winckelmann hat es Gelehrte gegeben, die auf eine volle Beherrschung des Stoffes, den die antiken Denkmäler darbieten, ausgingen —, der Piemontese Cassiano dal Pozzo und der Franzose Peirescius, beider Lebenszeit fällt vom Ende des 16. Jahrhunderts bis tief in das 17. hinein. Dal Pozzo hatte Abbildungen antiker Werke in 23 Bände zusammengebracht, dazu Münzen, Reliefs, Gemälde. Peirescius sammelte alles, studierte alles, Topographie, Statuen, Münzen, Inschriften, lernte immer neue Sprachen, reiste und forschte überall, kannte alle Leute, korrespondierte mit allen. Er war ein lebendiger Mittelpunkt für alle antiquarischen Studien jeder Art. Wir dürfen von beiden, zumal von dal Pozzo, dem Freunde Poussins, voraussetzen, daß sie die Kunst liebten und schätzten. Aber das Museo Cartaceo war nach antiquarischen Gesichtspunkten aus den verschiedenartigsten Denkmälerarten zusammengestellt, Götter, Menschen, Krieg, Frieden und so fortgehend. Nachdem Winckelmann den Begriff der Kunst und ihrer Würde in die Wissenschaft eingeführt hatte, war solches nicht mehr möglich. Das erste Beispiel der strengen Absonderung einer einzigen Denkmälergattung hat Zoega in den Bassirilievi gegeben. Gerhards erster großer Plan seiner antiken Denkmäler sollte die Denkmälergattungen noch durcheinander mischen. Später ist er auf den Wegen Zoegas gegangen und nur in diesem Zusammenhang hat sein berühmtes Paradoxon Sinn: *artis monumentum qui unum vidit, nullum vidit; qui mille vidit, unum vidit.*

Dadurch wurde die Bahn frei für die nachfolgenden großen Serienuntersuchungen, und die Natur der Sache wird dazu zwingen, sie weiter zu verfolgen.

Peirescius hat durch seine Persönlichkeit über die Grenzen der Länder hinaus einen lebendigen Mittelpunkt für den ganzen Kreis der Altertumsstudien gebildet. Ein ähnlicher Mittelpunkt war durch Gerhard gegeben. Aber er ging über Peirescius hinaus, indem er durch die Gründung des Instituts eine von seiner eigenen Lebensdauer unabhängige, jeder Erweiterung fähige Zentralstelle schuf. Sie wurde ins Werk gesetzt als den verschiedenen Nationen gemeinsam angehörig — also bereits in der Richtung der Gedanken, die jetzt zu dem internationalen Verband der Akademien geführt hat. Bei dem römischen Institut war bald die Hilfe Preußens nötig, und aus dem preußischen Institut ist das deutsche Archäologische Institut mit der Zweiganstalt in Athen und mit der Stelle für römisch-germanische Forschung geworden. Wie würde sich Gerhard dieser großartigen Entwicklung gefreut haben! Er würde vielleicht auch jetzt bei den Fährlichkeiten, die das Institut zu bestehen hat, aus seiner reichen Erfahrung und Menschenkenntnis heraus klugen Rat spenden können.

Wie würde er sich der Ausgrabungen in Olympia, in Pergamon, in Kleinasien erfreuen, die zu seinen Zeiten nicht zu hoffen und zu ahnen waren!

Als Mommsen hier in unserer Gesellschaft die Notwendigkeit der Limesforschung begründete, hat er den Satz ausgesprochen: „Ich weiß, daß Gerhard sich dafür einsetzen würde. Denn ich habe ihn gut gekannt.“ Er konnte in der Tat diese Überzeugung aussprechen. Denn bei den Kämpfen um die Durchsetzung des *Corpus inscriptionum latinarum* war Gerhard sein sicherster Halt, und das römische Institut hat vom ersten Anfang das lateinische Inschriftenwerk als seine eigene Sache betrachtet und dadurch möglich gemacht. Auf das Fortschreiten der Altertumswissenschaft, auf ihre höchsten Ziele war Gerhards Sinnen und Trachten immer und unaufhörlich gerichtet. Wir wollen an Winckelmann, aber auch an Gerhards großen Gedanken unverbrüchlich festhalten.

